

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 11

Artikel: Weltschmerz
Autor: Parrot, Käthe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665735>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bedecken Steine das unfruchtbare, zerklüftete Terrain, das einen so seltsamen Kontrast mit der klassischen Wüste bildet. Die eigentliche Sandwüste beginnt im äußersten Süden von Tunis erst jenseits Fum-Datahuim in der Nähe der tripolitanischen Grenze. Hier findet man

einige verstreute Oasen, die jedoch verödet und halb vom Sande verweht sind. Sie machen aber vielleicht gerade durch ihre traurige Dürftigkeit einen packenderen und ergreifenderen Eindruck als die nördlicher gelegenen Oasen mit dem ganzen Zauber ihrer üppigen Vegetation.

Du grünest, Erde — — ?

Du grünest, Erde? — Deine flüss'gen Säfte
Sind nicht erstarrt in dieses Winters Schrecken?
Und nicht erstorben, ach, zum Nie-Erwecken
In seiner Marter Qualen deine Kräfte?

Du grünest wieder? — Schließeß deine Wunden?
Die Gräser sprießen und die Lämmlein weiden,
Und hast dich wiederum aus Not und Leiden
Und noch einmal daraus emporgefunden?

Und grünest wieder, ach! — Und voll von Güte,
Der Schmach und Qual und Not — dem Tod entwunden,
Dem neuen Leben feierlich verbunden,
So schreitest steghaft du zu neuer Blüte.

Und du, mein Herz, willst dich noch länger mühen?
Siehst du ein welches Blatt am Baume hängen?
Siehst eine Knospe du zurückverlangen?
Jetzt gilt nur eines — sterben oder blühen! —

J. N.-B.

Weltfchmerz.

Von Rätke Parrot.

Mein Onkel ist Schullehrer, hat einen gesunden Appetit und eine wenig beschwerte Seele. Seit er gehört hat, daß ich, seine faulste Schülerin, mich unter die Schriftsteller gewagt habe, ist er neugierig auf mich geworden. Er beehrt mich mit einem Besuch und jagt in meinen Gedichten nach Fehlern.

Mit reiner Lyrik steht es schlecht, dies ist seine erste Äußerung. Da ist überall neben hohem Schwung ein plötzliches Abfallen in die nüchterne, leidende Wirklichkeit.

Ja, es ist mein Verhängnis, daß sich mir neben dem Schönsten in der Natur und im Leben immer sofort auch das Grausame, Häßliche aufdrängt. Nie kann ich das Reine, Schöne ungestört genießen.

Das ist der Fluch des Grüblers. Der Lyriker soll sich hochtragen lassen von seinem Pegasus und dabei Vogel Strauß-Politik treiben.

Wie läßt sich dies vereinen? falle ich ihm ins Wort.

Er muß sich in so hohe Sphären erheben,

daß er nicht so deutlich sieht. Er muß ein Gewirr von Blättern sehen, aber nicht den Vogelstich, der gerade das Nest ausnimmt. Er muß die blumenbedeckte Flur schauen, ohne den in der Schlinge verendenden Hasen zu gewahren. Die Lyrik hat ihr ganz bestimmtes Gesetz. Bist du noch immer so wenig belehrbar wie in der Kindheit? Kannst du dich keiner Ordnung, keiner Vorschrift fügen?

Ja, dagegen lehnt sich wohl mein Leben lang etwas in mir auf, bekenne ich in beständiger Wahrheitsliebe.

Wo du nur deinen Widerspruchsgeist her hast?

Der kommt von tiefgründigem Schauen, lieber Onkel. Komm jetzt, ich will dich in die seelischen Leiden meines täglichen Spazierganges einweihen.

Was? staunt mein guter Onkel, ein Spaziergang ist doch eine seelische Erquickung.

Für den Lyriker und für die seelisch Blinden, falle ich wieder ein.

Du scheinst mir eben dem Weltfchmerz nachzujagen. Wer Leiden fucht, wird immer leiden.

Ach Onkel, du bist ein vortrefflicher Mensch, nur weniger empfindsam als ich. Bitte, versuche einmal ein paar Stunden lang alles zu sehen, wie ich es sehen muß, dann wirst du begreifen, daß ich dem Leiden, das aus Mitleiden besteht, nirgends entrinnen kann.

Wir landen bald im Belvoir-Park. So, lieber Onkel, setze dich neben mich auf diese Bank. Hier ist meine erste tägliche Leidensstation. Ich kann ihr nie entgehen; es zieht mich eine tiefe Freundschaft, die ich mit Bäumen habe, stets hier herein.

Er sieht sich überall um.

In diesem herrlichen Parke kann ich nichts entdecken, was ein Menschengemüt leiden machen könnte. Hier hat ein Wagner komponiert.

Aber zwei solche Bäume, wie die vor uns, müssen noch nicht im Park gewesen sein, sonst hätte er sie als zwei verzauberte, auf den Tod gequälte Menschenseelen zum Modell genommen.

Diese zwei mit Feuer überwucherten, meinst du? Ja, das sieht sehr romantisch aus. Darüber solltest du ein Gedicht machen.

Habe ich auch schon versucht, aber es wird mit dem besten Willen kein Ihrisches daraus. Sie seufzen und klagen unter dem blutsaugenden Feuer zu laut. Es ist mir immer, als riefen sie die Menschen um Hilfe an, aber alle finden das Leid der Feueranke so schön, daß sie darüber nicht sehen, wie sie sich auf Kosten des Baumes nährt. Stellt dieser acht Meter hohe Stummel nicht ein trauriges Beispiel dar? Der Feuer hat ihn völlig erstickt. Kein einziger Ast konnte sich erhalten. Die Wurzeln halten sich mit letzter Kraft. Es wäre auch nichts mehr an ihm zu retten, wollte man es jetzt tun. Die vorerst kleine Ranke gewann allmählich eine solche Ausbreitung an seinem Rücken, daß sie ihn erdroffeln konnte.

Was sollte der Mensch dabei tun? Es ist im Leben der Natur einmal so, daß alles sich den Platz streitig macht, und daß der eine auf Kosten der andern lebt.

Die Menschen machen es nicht besser, das ist's, was mich so leidend macht. Ich muß immer Vergleiche anstellen, ich kann nicht begreifen, warum der andere Baum, die Linde daneben, die noch mehrere Äste besitzt, nicht von dieser schmarokenden Pflanze befreit wird. Sieh nur, sind die Äste nicht fluchtartig gekrümmt,

wie im größten Schrecken nach vorne geneigt? Die Windungen der Äste muten an, als hätten sie in ihrer Verzweiflung nicht mehr gewußt, wohin sich retten. Sie weisen auch ganz eigenartige Drehungen auf, die man bei keinem andern Baume sieht. Dieser Baum erinnert mich lebhaft an ein Bild aus der Schulbibel, wo Gott die bösen Buben straft und sie von wilden Bären überfallen läßt. Genau so, wie sich diese Äste winden, strecken sie ihre Arme verzweiflungsvoll in die Höhe, wenn sie der Bär ins Gesicht biß. Die grüne Schlange kriecht diesen Bäumen schon an den Hals. Mir ist immer, als hörte ich sie um Hilfe schreien, und selbst des Nachts glaube ich ihr Klagen durch mein offenes Fenster zu vernehmen.

Komm, gehen wir, du bist ja ganz erregt. Das ist zu weitgehende Fantasie.

Nein, schreckliche warnende Wirklichkeit ist es, ereifere ich mich im Weitergehen. Mein Onkel schweigt.

Wirklich wunderbar liegt dieses Zürich, der herrliche See, die schönen Anlagen, ruft mein Onkel ganz begeistert. Aber bei einem solchen Spaziergang muß man nur das Schöne sehen, sonst veründigt man sich.

Ja, das trägt mich ja auch streckenweise hoch, pflichte ich ihm bei, aber leider entgeht mir das Häßliche nie. Und schon muß ich an der Abzweigung des Schanzengrabens einen Fischer beobachten, wie er gerade einem kleinen Fischlein den Angelhaken ausreißt. Ich weiß nicht, ob es dem Fischlein so weh tut wie mir. Ich zucke stöhnend zusammen.

Dein Mitleid geht zu weit, versteht mein Onkel; er bleibt stehen und wendet sich seitwärts dem See zu. Das da drüben, hat man mir gesagt, ist das Burghölzli. Dorthin kommst du noch mit deiner Empfindsamkeit, wenn du so weiter machst, sagte er gedehnt.

Ja, das Burghölzli, beinahe wäre ich heute durch die Anlagen gekommen, ohne von seinem Schauer erfaßt zu werden.

Nun waren wir durch die Not der Kreatur beim Menschen angekommen.

Sehen wir uns noch einen Augenblick, lieber Onkel, hier auf die letzte Bank. Es redet mir so ins Gewissen, das Burghölzli, namentlich seit ich ein bildhaft schönes Mädchen von 20 Jahren darin eingesperrt weiß. Wir nehmen ja immer an einem Unglück erst größern Anteil, wenn es sich vor unsern Blicken abspielt. Das junge Mädchen wohnte bei seinen Eltern über mir

und grüßte immer so artig, wenn es mir auf der Treppe begegnete. Und plötzlich an einem Sonntag — es singt wer das Weihnachtslied: „O Weihnachtszeit, o schöne Zeit...“, weiter kann es nicht — da schlägt ihm die Stimme um und es jauchzt unzählige Male. Erschauernd bringt es durch die Wände. Dann folgt das Bellen eines Hundes, das Grunzen eines Schweines. Die Haare sträubten sich mir, die Kniee begannen zu schlottern. War das nicht Wahnsinn, das flehende Beschwichtigen der Eltern? Es war kein Zweifel. Dann kam der Arzt. Das Mädchen wurde betäubt und fortgeführt nach dem Burghölzli. Es sind nun fünf Jahre her, noch weilt es dort.

Die armen Eltern, sagt mein Onkel.

Ich wünsche ein paar Tränen fort. Das ist

nur ein Fall; wie viele mögen dort sein? Erbliche Belastung zum kleinsten Teil, Not, Kummer, irgend ein schweres Schicksal lastete den meisten am Rücken, gerade wie der Esen auf der Linde im Belvoir-Park. Wir sehen sie oft mit einem harten Schicksal ringen, unsere Mitmenschen, aber wir helfen ihnen nicht, sich befreien, so wenig wie wir dem Baume helfen. Erst bei ihrem Zusammenbrechen schauern wir ein wenig.

Man kann nicht überall helfen, meint mein Onkel.

Sobald wir unsere Nächstenpflicht dergestalt abschütteln, helfen wir gar nirgends, nicht einmal dort, wo wir es leicht vermöchten, lehnt sich mein Widerspruchsgeist auf.

Die Kleine mit den Rosen.

Von Auguste Supper.

Ein kleines Lazarett in einem kleinen Städtchen. Aber dafür eines von denen, die mit aller Liebe und reichlichen Mitteln ausgestattet wurden in jener ersten Zeit, da man es noch für ein Unglück und für eine Schande hielt, wenn im städtischen Lazarett ein Nagel in der Wand oder ein Topf in der Küche fehlte. Arm und reich, hoch und nieder hatten miteinander gewetteifert, hundert Hände hatten sich zur Verfügung gestellt, das Werk zu fördern.

Das eben fertigt gewordene, noch nicht bezogene neue Schulhaus wurde eingerichtet. Es klappte alles, als sei es von jeher der Zweck des freundlichen Gebäudes gewesen, als Lazarett zu dienen. Sogar das Guckloch war da, zu dem, für das ganze Städtchen sichtbar, die schöne neue Rotekreuzfahne ausgehängt werden konnte. Wie immer, wenn es sich um ein Werk der Menschenfreundlichkeit handelte, war Marianne Weißhaar obenan unter den Beteiligten. Man wußte es nicht anders von ihr und gönnte ihr die Sonderstellung, denn das spürte und begriff jedermann, daß das alte Fräulein nicht aus Eitelkeit, Wichtigtuerei oder Ehrgeiz überall mithalf. Sie hatte das so in sich und konnte gar nicht anders. Als das blitzblanke Lazarett lange keine Insassen bekam, war es Fräulein Weißhaar, die darunter litt, als müßte sie eine persönliche, kränkende Zurücksetzung erfahren. Und ob sie auch lachte und sagte, es sei ein gutes Zeichen, wenn solche Musterlazarette nicht einmal belegt würden, so war doch eine Unruhe,

fast eine Gereiztheit in ihr, die erst nachließ, als die ersten wunden Feldgrauen kamen.

Marianne Weißhaar pflegte nicht selbst. Dafür war sie nicht kräftig genug und wohl auch zu schüchtern. Jede Art von Leiden, die ihr entgegentrat, löste nicht allein Mitleid und den heißen Wunsch zu helfen in ihr aus, sondern fast mehr noch eine tiefe Beschämung darüber, daß es ihr gut auf der Welt gehe und andern schlecht. Unter dem Druck dieses Gefühls war sie geneigt, jedem Unglücklichen gegenüber befangen, unfrei und von einer scheuen Demut zu werden, die nur wenige verstehen konnten, während die meisten eine leise Lächerlichkeit darin sahen.

Die Verwundeten aber, die sich draußen im harten Kriegsleben und -erleben ein ganz neues Gefühl für echte Fraulichkeit geholt hatten, sie lächelten nicht über die fleißige Besucherin, die freundlich und still, lieber zuhörend als redend, neben den Betten saß und bald diese, bald jene Gabe, an der Soldatenherzen sich freuen können, herzutrug.

Es wußte wohl jeder, daß Marianne Weißhaar ein Fräulein war. Aber sie hatten alle eine merkwürdige Scheu, sie so anzureden. Die Verkleinerungs- und Neutrumsform paßte vielleicht ihrem Instinkt nach nicht für diese Frau. Manchmal stritten sie sich, wie alt sie wohl sein möge. Sie wurden niemals einig. Denn, obgleich die Besucherin Haare hatte, die ihrem Namen alle Ehre machten, lag es dennoch wie